MARIE LANGER

III

MUTTERSCHAFT UND SEXUS

KÖRPER UND PSYCHE DER FRAU

Aus dem Spanischen von

Vera Saller

Kore, Freiburg (Breisgau) 1988

VORWORT ZUR DEUTSCHEN AUSGABE VON INGEBORG FULDE

Maternidad y Sexo von Marie Langer ist erstmalig 1951 in Argentinien erschienen. So bleibt es verständlicherweise nicht aus, daß manche der Thesen dieses Buches – 37 Jahre später – befremdlich, vereinfacht oder auch überholt erscheinen. Nachdem in den vergangenen 15 Jahren, angeregt durch die «Neue Frauenbewegung» in den industrialisierten Ländern eine Fülle von Artikeln und Büchern zum Thema «Frau» erschienen sind, stellt sich in besonderer Weise die Frage, wodurch das Erscheinen dieses Buches jetzt gerechtfertigt sein mag und was es trotz mancher Einschränkung, die es zweifellos hat, auch heute noch so lesenswert macht.

Die revolutionärste Disziplin in der Wissenschaft, zu der sich eine junge Medizinstudentin in den 30er Jahren hingezogen fühlen konnte, war zweifellos die Psychoanalyse mit ihrer anderen und völlig neuen Art, Beweggründe menschlichen Handelns zu verstehen. Die radikalste Position, gesellschaftliche Strukturen zu analysieren und zu verändern, fand sich bei den Kommunisten. In beiden Bewegungen war Marie Langer vertreten, zu beiden fühlte sie sich hingezogen. In einer Zeit der Vernichtung alles dessen, was Humanität und menschliche Kulturentwicklung bedeutete, beschränkte sie sich nicht auf die kontemplative Analyse des Geschehenen, sondern griff handelnd in das politische Geschehen ein.

Marie Langer schrieb, diskutierte und hielt Vorträge nicht nur aus dem vielen Psychoanalytikern eigenen Anliegen heraus, ihre Rolle und ihr Verständnis vom analytischen Prozeß klarer zu sehen und sich aus-

zutauschen; sie war immer eher davon beflügelt, mit ihren Büchern und ihren öffentlichen Äußerungen Einfluß zu nehmen, damit sich im alltäglichen Leben für die psychische Entwicklung schädliche und ungerechte Umweltbedingungen verändern lassen. Lange bevor die Studentenbewegung der 68er Jahre vom «Subjektiven Faktor» sprach, war für sie die machtvolle Wirkung unserer unbewußten Wünsche und Abhängigkeiten selbstverständlich; beim Lesen der Kapitel über Schwangerschaft, Geburt und das Stillen bekommt man das Gefühl, an einer gegenwärtigen Diskussion über medizinische Technik und die Entmündigung der Frau durch die moderne Geburtshilfe teilzunehmen. Der Bezug in diesem Buch auf die seinerzeit diskutierten anthropologischen Theorien von Margaret Mead und die von Marie Langer an den Anfang gestellte allgemeine Diskussion über soziale und kulturelle Einflüsse auf die moderne Frau mögen uns zwar heute vereinfacht und wissenschaftlich unscharf erscheinen, sind aber im Kontext der politischen Verhältnisse in Argentinien 1951 durchaus anders zu lesen: In «Von Wien bis Managua» erzählt Marie Langer, daß ein noch wesentlich ausführlicherer Teil über Marxismus und die Sowjetunion, der sich in der ersten Auflage des Buches befand, bereits in der zweiten Auflage auf Drängen des Verlagsdirektors gestrichen werden mußte.

In den 20er und 30er Jahren gab es innerhalb der Psychoanalytischen Vereinigung bereits eine lebhafte Diskussion über die Besonderheiten der sexuellen Entwicklung und Identitätsbildung von Frauen – ein Zeichen dafür, daß Freuds eigene Überlegungen über die Weiblichkeit nicht nur ihm selbst als unzureichend erschienen. Die umfangreichsten und am meisten verbreiteten Bücher über diese Thematik, die zwei Bände von Helene Deutsch Psychologie der Frau und Marie Bonaparte «Female Sexuality» hielten sich allerdings im wesentlichen recht eng an den bereits vorgegebenen Bezugsrahmen; die Nähe zu Freud und die Anlehnung an ihn waren wohl noch notwendig. Auch «Maternidad y Sexo» ist sowohl auf dem Hintergrund von Marie Langers persönlicher Geschichte und Interessen als auch im Zusammenhang mit ihrer psychoanalytischen Umwelt entstanden. Von 1942 an war sie als Gründungsmitglied und Lehranalytikerin der Argentinischen Psychoanalytischen Vereinigung engagiert. Hier wurden die Gedanken der nach England emigrierten Abraham-Schülerin und Kinderanalytikerin Melanie Klein

rasch aufgenommen und verbreitet; gleichzeitig gab es eine Forschungsrichtung mit großem Interesse an Themen der Psychosomatik. Freud hatte gezeigt und gelehrt, daß es neben der äußeren Realität eine innere Realität gibt, die sich nach bestimmten psychologischen Gesetzmäßigkeiten entwickelt und arbeitet. Melanie Klein hatte nun im Anschluß an Freud den Reichtum der inneren Phantasiewelt und weitere Mechanismen der Bewältigung frühkindlicher Erfahrungen und Ängste herausgearbeitet.

Für Leserinnen und Leser dieses Buches, die mit der psychoanalytischen Theoriebildung nicht so vertraut sind, möchte ich darauf hinweisen, daß die Theorien Melanie Kleins, wie z. B. das von Marie Langer häufig benutze Konzept der «guten und bösen» Mutter nicht bedeuten, daß Aspekte einer wirklichen Mutter aufgezählt werden, die sich dann in einem moralischen Sinne als gut oder schlecht in ihrer Mütterlichkeit verhalten hat, sondern daß es sich um die innere Verarbeitung der unmittelbaren körperlichen Erfahrung des Säuglings und Kleinkindes sowie seiner frühen Abhängigkeit von einem anderen Menschen handelt. So wie das kleine Kind auf den bösen Tisch haut, wenn es sich daran gestoßen, sich weh getan hat und den Gegenstand dafür verantwortlich macht, ist die Mutter der frühen Lebensjahre im Erleben des Kindes zuständig für alle Gefühle und Spannungen: die bösen und die guten, die gefährlichen und die beruhigenden, die befriedigenden und die frustrierenden. Eigene bedrohliche und unbewältigbare Affekte von Wut, Schmerz und Angst werden in die Mutter hineingelegt; die «böse Mutter» ist das machtvolle Bild der daraus folgenden Ängste, Ausdruck der Grunderfahrung der psychologischen und biologischen Abhängigkeit, durchwebt mit den Stürmen der eigenen Emotionen und Begierden, die uns immer wieder überraschend treffen. Die böse Mutter existiert in jedem von uns, denn wir waren alle einmal klein und unersättlich, kannibalistisch und tobsüchtig. Vielleicht mag diese Erkenntnis ein wenig dazu beitragen, uns begreifbar zu machen, warum es doch vergleichsweise selten vorkommt, daß in der menschlichen Psyche individuell und sozial die Liebe über den Haß siegt, die Vernunft über die Leidenschaft. Wer will schon mit diesen Teilen seines Innenlebens konfrontiert werden? Und Frauen – besonders Müttern – werden solche häßlichen Gefühle sicher am wenigsten zugestanden, geschweige denn, daß sie in der

Lage sind, sie sich selber zuzugestehen. So beginnt die Kette der Verdrängungen und Verwerfungen dessen, was wir nicht von uns wissen wollen, und setzt sich fort in unserem Liebesleben, der Beziehung zu den eigenen Kindern und der Fähigkeit, Neugier und Kreativität zu entwickeln und ein Leben lang Fragen stellen zu können. Als uns unbekannte innere Stimmen können Aspekte des Bildes der «bösen Mutter» zu Verfolgern werden, tauchen als merkwürdige Verbote auf und überfallen uns als plötzliche Panik. Überwiegt der Einfluß einer projektiven Abwehr, sehen wir uns von feindlichen Mächten in unserem sozialen Umfeld umgeben, die uns immer Böses wollen. Die affektive Kraft dieser Befürchtungen verdichtet sich manchmal in unserem Körper, Symptome werden eingesetzt, um bedrohliche Ängste in Schach zu halten, wo wir scheinbar in unserem bewußten Erleben sicher über unsere Wünsche Bescheid zu wissen meinen.

Mit einer reichen klinischen Erfahrung und einer Fülle von faszinierend zu lesenden Fallgeschichten entwickelt Marie Langer in ihrem Buch Hypothesen zur Entschlüsselung dieses geheimnisvollen Bereichs zwischen den seelischen Konflikten und körperlichen Reaktionen, die Frauen zum Anlaß nehmen, eine Analytikerin aufzusuchen. Bei ihrem Bemühen nach wissenschaftlicher Genauigkeit und Gründlichkeit kann es nicht ausbleiben, daß wir manchmal den Eindruck leicht ermüdender Wiederholung gewinnen. Auch dieses psychologische Phänomen des Wiederholungszwanges, des immer wieder neuen Auftretens alter Ängste mit anderen Symptomen und in verwirrenden Zusammenhängen ist nicht überraschend. Das genaue Studium der Fallgeschichten zeigt deutlich, welch vielfältige psychische Funktionen Symptome erfüllen können, mit welchem Facettenreichtum die Phantasien über unsere Eltern, deren Beziehung zueinander, unseren Platz in der Familie, die Rolle der Sexualität und unsere Körperlichkeit ausgestattet sind. Neurosen und funktionelle Störungen entstehen dann, wenn die einzelne Frau keine für sich gelungene, gute wie böse Anteile integrierende Lösung ihrer individuellen Erlebnisweisen herausbilden kann und/oder die realen familiär erlebten Traumata in Verbindung mit der kulturellen Umwelt keine Lösung ermöglichen. So sind die Dramen der Patientinnen von Marie Langer unter verschiedenen Blickwinkeln zu lesen und zu entschlüsseln: Als Geschichten, die manchmal schon dann beginnen,

wenn das Geschlecht des Säuglings im Unbewußten der Mutter und des Vaters unverarbeitete Ängste und Ablehnung hervorruft; Geschichten der Töchter von Frauen, deren Ehen unglücklich sind und die die Enttäuschung und den Haß auf den Mann weiter vermitteln; Geschichten von Töchtern, deren Väter in ihrem eigenen Narzißmus befangen nur Raum für die Verlängerung ihres Selbst in einem Sohn haben; Geschichten von Töchtern, die das Gefallen ihrer Väter finden und die Rache einer feindlichen und neidischen Mutter fürchten; Geschichten von erstgeborenen Töchtern, die vertrieben aus dem Paradies der Einzigartigkeit durch die Geburt von Geschwistern nur unzureichende Kompensation in ihren Begabungen und ihrem Stolz als Älteste fanden.

In Identifikation mit den verwirrenden Bildern der inneren Elternfiguren symbolisieren Frauen die Spuren ihrer seelischen Dramen durch Symptome ihres Körpers. Die psychoanalytische Arbeit versucht, diesen inneren Kämpfen nachzugehen und deren verloren gegangenen Sinn zu entschlüsseln. Im glücklichen Fall gelingt es, den als fremd und krank empfundenen Körper – den nicht zufälligen Gegenspieler des bewußten Wollens und Wünschens – wieder in Verbindung zu bringen mit den gefühlsbeladenen unbewußten Konflikten und den Frauen dadurch zu ermöglichen, ihre eigene Sprache zu finden, damit sie ihre Weiblichkeit erleben wollen und können. In einer Zeit, in der in den Gesellschaften ohne materielle Not die Ideologie der technischen Beherrschbarkeit seelischer und körperlicher Vorgänge und die Loslösung von Kindheit aus dem Gefüge einer eindeutigen familiären Verwurzelung ihre wahnwitzigen Blüten treibt – In-vitro-Fertilisation, Leihmutterschaft – halte ich das Buch von Marie Langer, in dem mit Hilfe psychoanalytischer Untersuchungsarbeit den mühsamen Wegen individueller psychischer Gestaltungen Raum gegeben wird, für höchst aktuell und nachdenkenswert.

Freiburg, im Juli 1988 *Ingeborg Fulde*

VORWORTE
ZUR SPANISCHEN AUSGABE

Dieses Buch basiert hauptsächlich auf der direkten psychoanalytischen Beobachtung von Konflikten und Schwierigkeiten, die Frauen mit ihrer Weiblichkeit haben. Als Frau hat mich dieses Thema immer interessiert. Deshalb habe ich Störungen der Zeugungsfunktionen bei meinen Analysandinnen, später auch in Falldarstellungen anderer Analytiker, die mit mir ihre Fälle besprachen, besondere Aufmerksamkeit geschenkt. Schließlich haben mir viele Kollegen ihre psychoanalytischen Beobachtungen zu solchen Störungen mitgeteilt. In der psychonalytischen Forschung drängt sich diese Methode der klinischen Materialsammlung geradezu auf, da der Analytiker der langen Behandlungsdauer wegen mit viel weniger Patienten zu tun hat als jeder andere Arzt. Bei der Erklärung und theoretischen Einordnung der weiblichen Störungen war mir die Lektüre der Schriften von Helene Deutsch und Melanie Klein eine wertvolle Hilfe. Angeregt durch die interessanten Forschungsergebnisse der Anthropologin Margaret Mead, habe ich verstehen gelernt, inwieweit diese Störungen durch kulturelle Faktoren verursacht sein können.

Ich hatte den Plan für dieses Buch schon gefaßt, als mir auffiel, daß die Fragestellung für mich mit einer anderen zusammenhängt, und zwar mit einem Thema, das mich ebenfalls ganz persönlich beschäftigt beziehungsweise beschäftigt hat: Hindert Berufsarbeit die Frau an der Verwirklichung ihrer Mutterschaft, und wenn ja, inwieweit schränkt sie sie ein? Vor langer Zeit war mir diese Frage sehr vertraut, denn in meiner Jugend hatte ich oft mit Freundinnen und Kolleginnen darüber diskutiert. Später mußte ich das Problem praktisch lösen und habe darüber die Fragestellung selbst ganz vergessen. Das Buch mit dem beunruhigenden Titel «Modern Women, the lost Sex» brachte mich darauf, von neuem darüber nachzudenken, ob Mutterschaft und Berufsarbeit vielleicht doch unvereinbare Gegensätze seien. Lundberg und Farnham, die Autoren dieses Buches, sind der Meinung, mit dem Wandel ihrer Rolle in Familie und Gesellschaft gehe die Weiblichkeit der modernen Frau verloren. Eingeschränkte Kinderzahl, Ausbildung und Berufsarbeit der Frau bilden ihrer Meinung nach einen Circulus vitiosus, mit dem sie sich immer weiter von der Bestimmung ihres Geschlechtes, das heißt, von ihrer Weiblichkeit, entfernt. Ich habe darüber nachgedacht, habe beobachtet, analysiert und gelesen und bin zu dem Schluß gekommen, den ich am Ende dieses Buches vorstellen werde.

Meine Hauptthese aber gehört, so scheint mir, in dieses Vorwort: Biologisch wäre es der Frau möglich, alle zwei Jahre ein Kind zu bekommen oder sogar in noch kürzeren Abständen. Ihre Triebe basieren auf dieser biologischen Struktur. Unsere Kultur hat sich jedoch in vielen Bereichen weit von der vollen und direkten Befriedigung der Triebe entfernt. Deshalb wünscht sich die Frau bewußt nicht mehr so viele Kinder. (Ich spreche selbstverständlich von der Frau in unserer Gesellschaft.) Die Autoren von «Modern Women, the lost Sex» haben recht, wenn sie behaupten, die Frau sei in ihren mütterlichen Trieben frustriert, auch wenn ihr das nicht bewußt sei. Der unbefriedigte Teil ihrer Triebe falle der Verdrängung anheim und äußere sich in verschiedenen Symptomen (Frigidität, psychosomatische Störungen usw.). Aber bestünde die Lösung wirklich darin, zur Großfamilie von früher zurückzukehren und den Aktionsradius der Frau von neuem strikt auf das Haus zu beschränken? Ob man das für gut oder schlecht hält, spielt eigentlich keine Rolle, denn es ist ohnehin nicht realisierbar, weil es der Richtung, in der sich unsere Gesellschaft entwickelt, diametral entgegenläuft. Aber es gibt eine Lösung für dieses Problem, die der allgemeinen Entwicklung entspricht. Die Frau kann die schädliche Verdrängung eines Teils ihrer Triebe vermeiden, indem sie sie sublimiert und entsprechende Aufgaben übernimmt. Das Mittel besteht demnach nicht darin, die soziale Aktivität der Frau zu unterdrücken. Im Gegenteil, diese soll beim Mädchen gefördert und gebildet werden, so daß es als erwachsene Frau fähig ist,

einen Teil seiner mütterlichen Triebe zu sublimieren. Auf diese Weise könnte die Frau ihre Weiblichkeit akzeptieren und die verbleibende Triebenergie in einem befriedigenden Sexualleben und einer glücklichen Mutterschaft mit weniger psychosomatischen Störungen realisieren.

Während der Arbeit an diesem Buch bemerkte ich, daß ein drittes Thema mit der vorliegenden Fragestellung, der Erklärung der weiblichen psychosomatischen Störungen, eng verknüpft ist: die kritische Überarbeitung der psychoanalytischen Theorie zur Weiblichkeit. Meine Dankbarkeit gegenüber Freud und seinem Werk ist so groß – wie alle Analytiker habe ich durch die eigene Analyse den unglaublichen Gewinn, den sie für Gesundheit und Erkenntnis bedeutet, an mir selbst erfahren –, daß ich es in einem gewissen Sinn als Sakrileg empfinde, in einigen Punkten von seinen Ansichten abzuweichen. Die Vorstellungen, die ich in Zweifel ziehe, sind jedoch nicht grundlegend, und auch er selbst hielt sie nicht für vollendet. In einem seiner letzten und wichtigsten Beiträge dazu bezeichnete er das psychoanalytische Wissen über die Weiblichkeit als «unvollständig und fragmentarisch». Damit ließ er alle Möglichkeiten offen für neue Gesichtspunkte, Diskussionen und Vorstellungen.

Zum Schluß möchte ich all jenen danken, die mir beim Schreiben dieses Buches geholfen haben: meinem Mann, Dr. Max Langer, und Dr. Heinrich Racker dafür, daß sie das Manuskript gelesen und kritisiert haben, Frau R. Raskovsky für ihre sprachlichen Korrekturen, D. J. Vogelmann für seine technische Beratung und all meinen Kollegen und Analysandinnen, die in der einen oder anderen Form mit mir zusammengearbeitet haben.

Buenos Aires, 1951 *Marie Langer*

«Mutterschaft und Sexus» ist vergriffen. Soll es mit einem erklärenden Vorwort versehen und neu aufgelegt werden? Kann das Buch überhaupt ohne Überarbeitung und Aktualisierung neu herausgegeben werden? Schwerlich. Die Gesellschaft verändert sich so schnell in diesem entscheidenden Jahrhundert. Und wir ändern uns selbst ja auch, zum Glück!

Das Buch auf den aktuellen Stand zu bringen, würde viel Arbeit und sehr viel Zeit kosten. Und Zeit haben wir so wenig, heute, in Argentinien, Zeit zum Lesen und zum Schreiben... Ich habe mich deshalb entschieden, «Mutterschaft und Sexus» einfach neu herauszugeben. Vom psychoanalytischen Standpunkt aus gesehen, besitzt es in seiner Gesamtheit nach wie vor Gültigkeit. Sicher wäre es nötig, einiges zu revidieren. So sollte man zum Beispiel das Thema der Frigidität neu überdenken. Die Frage, ob der vaginale Orgasmus wirklich der einzig gültige sei, sollte gestellt werden (vgl. dazu Masters und Johnson und die neue Generation der Feministinnen). Aber das ist nicht das Hauptproblem. Die Schwäche des Buches liegt im Ideologischen, einem Bereich, mit dem ich mich zwar lange, bevor ich Mutterschaft und Sexus geschrieben habe, schon auseinandersetzte. Aber ich wußte damals nicht, wie ich ihn mit dem psychoanalytischen Standpunkt hätte verbinden können. Seit kurzer Zeit jedoch erscheint es mir als ein großes Versäumnis, daß ich den sozialen Aspekt, den Kampf für Veränderung, beiseite gelassen habe. In der Zwischenzeit habe ich zusammen mit vielen anderen Erfahrungen gemacht und weiß es besser.

Einige sagen, man soll die verschiedenen Aspekte, Politik und Psychoanalyse, nicht vermischen. Das stimmt sicher, aber wir sollten – wie mein Freund Castilla del Pino sagen würde – darauf hinarbeiten, die verschiedenen Teilaspekte zu einem Ganzen zusammenzufügen.

Für die Fragestellung, die uns hier interessiert, heißt das: Um von der heutigen Frau sprechen zu können, müssen wir sie als Angehörige einer bestimmen Klasse identifizieren und den historischen Moment, in dem wir leben, berücksichtigen. Mit dieser Einschränkung kann «Mutterschaft und Sexus», so wie es vor Jahren geschrieben worden ist, erneut aufgelegt werden. Ich verpflichte mich aber, die Fragestellung so bald wie möglich wiederaufzugreifen und das, was ich in dem Buch versäumt habe, anzufügen.

Buenos Aires, 1972 *Marie Langer*

uns beim Verständnis der psychosomatischen Störungen von Frauen dienlich sein.

Ich komme jetzt zu Melanie Kleins Konzept der weiblichen Entwicklung. Ihre Theorien sind allerdings für die mit der Psychoanalyse wenig Vertrauten sehr schwer verständlich. Ernest Jones' Theorien werden es dem Leser erleichtern, mir in dieser Darlegung, die das früher Gesagte wiederholt und ergänzt, zu folgen.

In *Die Psychoanalyse des Kindes*[31] sagt Melanie Klein 1932, daß sich schon sehr kleine Kinder beiderlei Geschlechts den Koitus der Eltern (psychoanalytischer Terminus technicus: die Urszene) vorzustellen versuchen. Da die Beziehung zur Mutter und zur Außenwelt hauptsächlich über den Mund erfahren wird, sind die Vorstellungen so kleiner Kinder oraler Natur. Sie glauben, daß die Mutter den Vater an der Brust ernähre und daß er umgekehrt sie mit dem Penis ernähre. Es stellt sich die Frage, wie ein kleines Mädchen, das vielleicht noch nie einen Penis gesehen hat, eine solche Phantasie haben kann. Schon viel früher hatte Freud in einem persönlichen Brief an Jones eine diesbezügliche Bemerkung gemacht: Die erste Vorstellung, die sich das Mädchen von der sexuellen Beziehung zwischen den Eltern mache, entspräche der Fellatio (dem Saugen am männlichen Glied). Nach Melanie Klein reagiert das Mädchen auf die Frustrationen, die es durch die Brust der Mutter erleidet – die Brust repräsentiert in dieser frühen Epoche direkt die Mutter oder wenigstens ihren wichtigsten Teil –, indem es sich vorstellt, der Vater habe ein ähnliches Organ, nur sei seines besser. Es stellt sich eine Brust vor, die großzügiger ist als die der Mutter. Später identifiziert es den väterlichen Penis mit diesem phantasierten Organ. In seiner Enttäuschung über die Mutter glaubt es auch, daß diese ihm deshalb zuwenig Milch gebe, weil sie lieber den Vater ernähre. Es tritt in Rivalität zu ihm; der Mutter grollt es. Wie bereits erwähnt, gibt es auch die Vorstellung, daß der Vater die Mutter mit dem Penis ernähre, daß er sie mit Penes, Kindern und Milch auffülle. Deshalb beneidet das Kind die Mutter und rivalisiert auch mit ihr. Zwischen diesem Konzept und dem von Freud besteht ein grundlegender Unterschied: Nach Klein tritt das Mädchen bereits in seinem ersten Lebensjahr die Rivalität mit der Mutter an und wendet sich in seiner Suche nach Zuneigung an den Vater – die ödipale Situation. Nach Freud geschieht das erst im Alter von vier Jahren.

Der frühe Haß auf die Mutter führt nach Klein dazu, daß das Mädchen das Körperinnere der Mutter zerstören und sich des begehrten Inhalts bemächtigen möchte; dies löst in ihm die Angst vor entsprechender Rache durch die Mutter aus, es fühlt sich der Gefahr, innerlich zerstört zu werden, ausgesetzt (gemäß dem biblischen Talionsgesetz, das im Unbewußten regiert). Diese irrationale Angst, der wir bereits bei Karen Horney und Ernest Jones begegnet sind, sei die grundlegende Form weiblicher Angst. Wir sehen also einen weiteren Unterschied zwischen den beiden Schulen. Nach Freud fürchtet das Mädchen die Kastration seines imaginären Penis, oder es meint, sie bereits erlitten zu haben. Nach der englischen Schule fürchtet es, seine weiblichen inneren Organe könnten zerstört werden oder seien bereits zerstört. Das führt uns zur dritten grundlegenden Differenz. Ich habe betont, daß das Mädchen nach der Wiener Schule keine Kenntnis von seiner Vagina hat, daß sich seine ganze Erregbarkeit während der phallischen Phase – das heißt, wenn es seine äußeren Genitalien entdeckt, ungefähr mit vier Jahren – auf die Klitoris konzentriert. Der englischen Schule zufolge nimmt das Mädchen von Anfang an eine weibliche, rezeptive Haltung zu seinem Vater ein. Es weiß, daß es eine Vagina hat und möchte den väterlichen Penis darin aufnehmen. Diese Vorstellung geht oft mit den Fellatiophantasien einher. Da das Mädchen in seinen Wünschen an den Vater enttäuscht wird, richtet es sadistische Phantasien gegen seinen Penis. Später projiziert es die eigenen Aggressionen auf dieses Organ und fürchtet schließlich den Kontakt zu ihm. Hier, in der Abwehr gegen seine Ängste, wurzelt die frühe «*männliche*» Position. Da es vom Vater frustriert ist und ihn beneidet, versucht das Mädchen die Rolle, die es ihm in seinen Phantasien zuschreibt, selbst zu spielen und identifiziert sich mit ihm. Es verwechselt Phantasie und Realität und glaubt, den Penis des Vaters introjiziert[32] zu haben, ihn zu besitzen und somit all das, was es sich von der Mutter

gewünscht hat, zu bekommen. Die Vorstellung, einen Penis zu besitzen, beruhigt die Ängste des Mädchens, weil es in ihm eine Waffe für Angriff und Verteidigung sieht und weil der Penisbesitz ihm ermöglicht, seinen Eltern das zurückzuerstatten, was es ihnen geraubt hat.

Ein weiteres wichtiges Konzept der englischen Schule führt Karl Abrahams Theorie über die ersten Objektbeziehungen weiter. Ausgehend von Freuds *Trauer und Melancholie*[33] stellt Abraham fest, daß Menschen den Verlust eines geliebten Wesens zu überwinden suchen, indem sie es einverleiben, introjizieren. Das heißt, der Trauernde verschlingt sein Objekt unbewußt und identifiziert sich auf diese Weise mit ihm. Abraham forschte hier weiter. Er unterzog die Analysen von Melancholikern und Paranoikern einer eingehenden Prüfung, und es gelang ihm, die frühesten Objektbeziehungen zu verstehen. Freud war der Meinung, das Kind liebe ursprünglich nur seine eigene Person – primärer Narzißmus –, um sich dann allmählich für die Hauptpersonen seiner Umgebung zu interessieren und sich an sie zu binden. Abraham schlägt vor, zwischen diese erste, die narzißtische Phase, und die nächste, in der bereits eine Beziehung zwischen zwei Personen besteht, eine weitere, sehr dauerhafte einzuschieben, in der das Kind nur mit einem überaus wichtigen Teil der geliebten Person in Beziehung tritt. Zum Beispiel nimmt es die Mutter zuerst nicht als Person wahr, sondern es liebt nur ihre Brust, das heißt, es liebt ein Partialobjekt. In seinen Phantasien verleibt es sie sich kannibalistisch ein, um einen möglichen Verlust abzuwehren. Die Beziehung zum Partialobjekt ist ambivalent, das heißt, das Kind fühlt Liebe und Haß für das Objekt. Des Hasses wegen fürchtet es das introjizierte Objekt und versucht, sich von ihm zu befreien, es auszustoßen. Meine Feststellung, das Mädchen habe sich den väterlichen Penis oder den Inhalt des mütterlichen Körpers einverleibt, sind aufgrund dieses Konzeptes zu verstehen.

Melanie Klein und andere Autoren haben diese Theorie weiterentwickelt. Bei ihnen existieren für das kleine Kind nicht nur eine mütterliche Brust oder ein väterlicher Penis, zu denen es sich ambivalent verhält, sondern es verdoppelt seine Objekte. Im Geist

des Kindes wird die gute Brust, die Milch gibt, von der bösen, die sich verweigert und Hungerqualen verursacht, getrennt. Es gibt einen guten Penis, der ernährt, und einen bösen, der eine gefährliche Waffe darstellt. Das Kind verwechselt Phantasie und Realität. Es glaubt, es habe tatsächlich eine Anzahl schlechter Objekte introjiziert. In der Außenwelt sucht es begierig nach guten Objekten, um sie sich einzuverleiben und die schädigende Wirkung der schlechten zu neutralisieren. All das Böse, das es in sich trägt, versucht es auszustoßen. Diese Annahmen erscheinen vielleicht sehr theoretisch und wenig wahrscheinlich. Sie machen aber sehr konkrete Probleme verständlich. Zum Beispiel erklärt Melanie Klein damit, daß viele Frauen – unabhängig von der sexuellen Lust – aus dem Sexualverkehr eine große Beruhigung ihrer Ängste erfahren. Sie fürchten, einen bösen Penis introjiziert zu haben; eine Angst, die auf sehr verschiedene Arten ins Bewußtsein dringen kann: Zum Beispiel kann die Frau an der hypochondrischen Vorstellung leiden, sie habe Krebs. Jeder sexuelle Kontakt mit einem «guten» Partner beruhigt dann ihre unbewußten und irrealen Ängste, weil der Koitus als Einverleibung des guten Penis, der heilt und die bösen Objekte neutralisiert, erlebt wird.

Der englischen Schule wurde oft vorgeworfen, sie zeichne ein zu phantastisches und pessimistisches Bild der frühesten infantilen Entwicklung, denn die ersten oralen Frustrationen seien ja praktisch unvermeidbar. Man könnte befürchten, die Umgebung, in der es groß wird, könnte eine spätere gravierende Neurose kaum vermeiden, wenn das Kind in seinem ersten Lebensjahr so entscheidende und schreckenerregende Ängste durchstehen müsse. Das ist jedoch nicht der Fall. Melanie Klein hat die große Bedeutung, die eine wirklich wohlwollende Erziehung spielt, unterstrichen. Sie kann den schädigenden Einfluß dieser phantastischen Welt, in der das Kind seine früheste Kindheit erlebt, eindämmen und hilft ihm, nach und nach einen Sinn für eine andere Realität als die seiner irrealen Ängste zu entwickeln. Diese Realität gibt ihm die Möglichkeit, sich zu überzeugen, daß es nicht zerstört worden ist und daß der Schaden, den es den geliebten Personen in seinen Phantasien zugefügt hat, durch symbolische

Handlungen und durch Sublimierungen wiedergutgemacht werden kann.

Kehren wir zur psychosexuellen Entwicklung des Mädchens zurück. Wie ich bereits sagte, spricht Melanie Klein von einer frühen männlichen Position, zu der das Mädchen hilfesuchend im Kampf gegen seine Ängste häufig zurückkehrt. Aber wenn es sich normal entwickelt, tritt es in die *«postphallische»* Phase ein, in der es seine weibliche Rolle vollständig akzeptiert und eine entsprechende Haltung seiner Umwelt gegenüber einnimmt.

Bei den psychischen Unterschieden zwischen den Geschlechtern betont Melanie Klein sehr, daß die Mädchen in ihrer frühen Entwicklung mehr Ängsten ausgesetzt seien als die Jungen, weil es die Integrität ihrer Genitalien nicht überprüfen kann und weil das Mutterwerden noch in weiter Ferne liegt. Im Gegensatz zu Freud nimmt sie an, das Mädchen entwickele ein strengeres Über-Ich, ein moralischeres Gewissen als der Junge. Wegen der rezeptiven weiblichen Regungen neige es stärker zur Introjektion der Elternimagos. Die Unsicherheit, die es angesichts seines Inneren spürt, und das Bedürfnis, dessen schlechte Inhalte zu beherrschen, lassen das Mädchen eine scharfe Beobachtungsgabe und großes psychologisches Einfühlungsvermögen entwickeln. Zu diesen psychischen Eigenschaften gesellen sich eine gewisse Gewandtheit und die Neigung, zu betrügen und zu intrigieren. Die größere Abhängigkeit von seinem Über-Ich zwingt das Mädchen zu Altruismus und Opferbereitschaft. Die Befürchtung, dem Körperinneren der Mutter geschadet zu haben, und die Vermutung, von ihr in gleicher Weise bestraft worden zu sein, veranlassen es, wundervolle Kinder zu gebären und zu ernähren, sei es in Wirklichkeit oder in Form von Sublimierungen.

An dieser Stelle schließe ich die Darstellung der Theorien ab; ich weiß wohl, daß ich die psychoanalytischen Forschungsergebnisse nur zum Teil behandelt habe und daß es mir nicht immer gelungen ist, sie einfach und verständlich darzustellen. Das Thema ist sehr komplex; hinzu kommt noch, daß nur diejenigen die Psychoanalyse eigentlich verstehen können, die selbst in einer eigenen Analyse das eigene Unbewußte kennenzulernen bereit sind.

Zu meiner persönlichen Einschätzung der verschiedenen Theorien zur psychosexuellen Entwicklung der Frauen möchte ich noch einige Bemerkungen machen. Wenn ich im vorhergehenden Kapitel die *«phallozentrischen Irrtümer»* Freuds hervorgehoben und die Punkte benannt habe, in denen ich – in Übereinstimmung mit seinen Mitarbeitern und mit meiner persönlichen Erfahrung – mit seiner Theorie nicht einverstanden bin, scheint mir das etwas anmaßend. Es wirkt vielleicht etwas schäbig, denn trotz allem ist der von mir kritisierte Aspekt nur nebensächlich, und ich greife Freud mit seinen eigenen Waffen, nämlich mit der Forschungsmethode, die er allein entwickelt hat, an; außerdem stütze ich mich auf Resultate, die allein das 50jährige Bestehen der Psychoanalyse hervorbringen konnte. All das macht den Anspruch, einige Dinge etwas treffender zu sehen, zu keinem allzu großen Verdienst. Freud hat uns jedoch selbst zu dieser Kritik animiert, so wie er neue Gesichtspunkte immer begrüßte. Seine Schüler forderte er dazu auf, nichts als endgültig zu respektieren, immer davon auszugehen, daß theoretische Annahmen noch unsicher seien und weiterdiskutiert werden können. Über die Psychoanalyse als empirische Wissenschaft sagt er, sie sei kein philosophisches System, das von einigen bestimmten, scharf definierten Grundbegriffen ausgehe und damit die Totalität des Universums zu erfassen behaupte. Solche abgeschlossenen Systeme ließen keine neuen Funde und Erkenntnisse mehr zu. Die Psychoanalyse halte sich aber an Tatsachen und versuche, die unmittelbarsten Probleme der Beobachtung zu lösen, taste sich an der Erfahrung weiter, immer unfertig und bereit, die Theorien zu verbessern oder zu ersetzen. Freud gesteht auch zu, daß gewisse Konzepte noch unklar seien und einige Hypothesen erst provisorisch. Dies sei jedoch in der Physik oder der Chemie ebenso der Fall. Von der zukünftigen Arbeit erhoffe er sich eine Präzisierung der Erkenntnisse.[34]

Bei der psychoanalytischen Behandlung von Frauen läßt sich oft beobachten, daß sie vordergründig Penisneid empfinden. Sie haben das Gefühl, kastriert zu sein, leiden und zeigen eine männliche Haltung. Diese Situation ist bereits eine Abwehr gegen

tiefere Ängste: die Angst, im Körperinneren zerstört zu sein. Später werden wir sehen, daß die Theorien über die beiden Kastrationsphantasien zum Verständnis der psychosomatischen Störungen der Frau beitragen. Wir werden auch sehen, daß sie beide oft in der gleichen Reaktion, im gleichen Symptom auftreten: Zum Beispiel begegnen wir in der Reaktion des Mädchens auf die erste Periode oft einer seltsamen Mischung aus Demütigung, Ablehnung und herausfordernder Freude. Die Demütigung entspricht dem Verlust der vorgestellten Männlichkeit, der «Kastration». In der Freude des Mädchens drückt sich die Erleichterung darüber aus, daß seine Weiblichkeit offensichtlich intakt ist, seine diesbezüglichen Ängste irreal waren und daß es in der Menarche das Versprechen zukünftiger Mutterschaft erkennt.

Auch in der Anthropologie wurden beide Vorstellungen bei fremden Völkern beobachtet. Der Penisneid steht normalerweise in patriarchalischen Gesellschaften im Vordergrund. Trotzdem existiert er zum Beispiel in Samoa, unter vollkommen verschiedenen kulturellen Bedingungen – wie wir gesehen haben – nicht, oder er ist zumindest viel weniger intensiv. In wieder anderen Gesellschaften, zum Beispiel bei der Bevölkerung der Marquesasinseln, treten genitale Ängste anderer Art auf. Kardiner sagt, er habe bei den Frauen der Inseln keinen Penisneid feststellen können, und erklärt dies mit der privilegierten Rolle der Frau, die keinen Grund habe, den Mann zu beneiden. Das Phänomen der Scheinschwangerschaft hingegen, das bei dieser Gruppe so häufig ist, kann meiner Meinung nach als Äußerung der Kastrationsangst, die sich auf das weibliche Genital bezieht, gedeutet werden. Das heißt, die Scheinschwangerschaft stellt den Versuch dar, die innere Zerstörung und den unterstellten Verlust der Fruchtbarkeit zu leugnen, um ihn dann schließlich doch zu akzeptieren.

Zum Schluß noch eine Erklärung, warum ich in diesem Buch – einer klinisch orientierten Studie –, die gesamte Entwicklung der psychoanalytischen Theorie zur Weiblichkeit vorstelle, wo doch eine kurze Zusammenfassung des aktuellen Wissensstandes unserer Wissenschaft genügt hätte: Ich denke, daß der nur am Praktischen interessierte Leser diesen Teil überspringen kann; aber ein

Minimum an theoretischer Kenntnis wird für das Verständnis notwendig sein. Ich nehme auch an, daß eine kurze Vorstellung des historischen Umfeldes, in der diese doch sehr komplizierte Theorie entstanden ist, den mit der Psychoanalyse nicht vertrauten Leser interessieren könnte. Und schließen möchte ich mit der Hoffnung, den Kennern und Studenten der Psychoanalyse eine nützliche Zusammenfassung für die weitere Forschung geboten zu haben.[35]

III

DAS BILD DER BÖSEN MUTTER

Von der Abwertung der Frauen habe ich bereits gesprochen. Das Vorurteil ihrer Minderwertigkeit wurzelt in alten, infantilen Ressentiments. Mann wie Frau lehnen die Mutter unbewußt ab; das Neugeborene ist vollkommen abhängig von seiner Mutter, hilflos und verletzlich – beides impliziert, daß es sie fürchtet, beneidet und haßt. Es liebt sie aber auch aufgrund der großen Vertrautheit, die zwischen ihnen herrscht. Daß das Kind so abhängig ist und ausschließlich seine Mutter hat, macht seine Liebe besonders unersättlich. Es will die Mutter ganz für sich haben und muß deshalb notwendigerweise Enttäuschungen erleben. Es liebt sie, dennoch reagiert es auf seine Frustrationen mit ohnmächtigem und hoffnungslosem Haß, den es auf die Mutter projiziert. Und deshalb fürchtet es sie.

Nach der englischen Schule möchte das Mädchen in seinen Phantasien den Mutterleib mit allen ihm verfügbaren Mitteln zerstören und fürchtet, als Vergeltungsmaßnahme für seinen Haß selbst zerstört zu werden. Wir haben gesehen, wie es die Bilder verdoppelt. In seinem Unbewußten entsteht neben der *«guten Mutter»*, von der es gehätschelt und genährt wird, das Bild der *«bösen Mutter»*, die auf Rache sinnt.

Um dies anschaulicher zu machen, möchte ich anhand von Gerüchten, Mythen, Märchen und Träumen belegen, daß diese Vorstellungen einer psychischen Realität entsprechen und daß wir alle neben der guten Mutterimago die andere, die schreckenerregende in uns tragen: das Bild der Mutter, die ihr Kind tötet, zerstört und verschlingt. Wir werden uns das später auch an klinischem Material ansehen. Vorerst möchte ich es mit einem Beispiel aus der Psychopathologie des Alltags veranschaulichen.[1] Ich werde ein Gerücht deuten, das 1949 in Buenos Aires kursierte und das sich in aller Geschwindigkeit unter Dienstmädchen, Taxifahrern und Friseuren verbreitete.

Wir haben es mit einem Phänomen zu tun, das man als *«modernen Mythos»* bezeichnen könnte. Diesen Begriff übernehme ich von Marie Bonaparte. In ihrem Buch *Mythes de guerre*[2] beschreibt sie, wie in einer durch den Zweiten Weltkrieg verursachten psychischen Situation hartnäckige Gerüchte entstanden, die von Mund zu Mund und mit äußerster Geschwindigkeit weitergetragen wurden. Sie analysierte deren latente Inhalte und stellte fest, daß solche Gerüchte die Funktion haben, in bestimmten Situationen, die durch schwelende, nicht lösbare Konflikte gekennzeichnet sind, die kollektive Angst auf verschlüsselte Weise zu verarbeiten. Damit erhalten sie eine ähnliche Funktion, wie die klassischen, historischen Mythen sie in ihrer Zeit innegehabt haben.

Das Gerücht, von dem ich erzählen werde, sprach sich in Windeseile herum und wurde selbst von Leuten für wahr gehalten, die im allgemeinen über ein kritisches Urteilsvermögen verfügten. In dem Zeitraum von nur einer Woche erreichte es mich in neun Versionen, die sich lediglich in Einzelheiten unterschieden. Das bestätigt meine Vermutung, daß das Gerücht, wenngleich verdeckt, mit einer verdrängten inneren Situation korrespondiert, kindlichen Ängsten insbesondere, die auch bei den meisten Erwachsenen unbewußt noch vorhanden sind.

Die vollständigste Version jener seltsamen Geschichte, die man sich im Juni 1949 in ganz Buenos Aires erzählte, lautet etwa so: Ein junges Ehepaar stellt ein Dienstmädchen ein. Die Frau steht kurz vor der Entbindung. Das Kind kommt zur Welt. Einige Wochen später überlassen die Eltern das Kind der Obhut des Mädchens, zu der sie inzwischen vollstes Vertrauen haben, um ins Kino zu gehen. Als sie zurückkommen, werden sie sehr feierlich empfangen. Das Dienstmädchen, folgt man der einen Version, empfängt

sie im Hochzeitskleid ihrer Herrin und teilt ihnen mit, daß sie eine große Überraschung für sie bereithalte. Sie bittet die beiden ins Speisezimmer, wo sie ihnen ein besonderes Festmahl zubereitet habe. Als sie eintreten, bietet sich den Eltern ein grauenhafter Anblick. In der Mitte des mit größter Sorgfalt gedeckten Tisches erblicken sie ihr Kind auf einer großen Platte, gebraten und mit Kartoffeln angerichtet. Die unglückliche Mutter wird augenblicklich verrückt. Sie verliert die Stimme, und niemand hat sie seither auch nur ein einziges Wort sprechen hören. Der Vater, von dem es in mehreren Fassungen heißt, er sei Offizier, zieht den Revolver, tötet das Dienstmädchen und verschwindet. Niemand hat je wieder etwas von ihm gehört oder gesehen.

Späteren Nachforschungen zufolge habe man das Drama aus einer besonderen Begebenheit, von der das Ehepaar nicht wußte, erklären können. Das Dienstmädchen sei nämlich eine kurz zuvor aus einer Irrenanstalt ausgerissene Psychotikerin gewesen. Wie gesagt gibt es andere Versionen der gleichen Geschichte, die sich im Detail unterscheiden. Manchmal heißt es, der Ehemann sei Arzt gewesen und sei gar nicht geflüchtet, sondern habe zuerst die Mörderin und dann sich selbst getötet. Andere wiederum behaupten, das Kind sei genau sechs Monate alt gewesen.

Dieses Gerücht ist gekennzeichnet durch Merkmale, die mit den Beobachtungen von Marie Bonaparte, wie sie sie im Kontext mit der Entstehung moderner Mythen gemacht hat, übereinstimmen. Zunächst einmal wollen alle Personen, die die Geschichte weitererzählen, sie von Dritten erfahren haben, die ihrerseits mit den Protagonisten bestens bekannt seien. Mehrfach hat man mir versichert, der ganze Vorfall habe in den Zeitungen gestanden, obgleich niemand ihn darin selbst gelesen hatte. Und fast alle hielten die Tragödie, die sie erzählten, vom ersten Augenblick an für wahr.

Die Geschichte erscheint nun allerdings so schrecklich und sonderbar, daß man einwenden könnte, die Behauptung, ihr latenter Inhalt entspräche unbewußten Phantasien, die wir alle haben, sei nicht aufrechtzuerhalten. Wenn sie zutreffen sollte, hätte das Gerücht in dieser oder ähnlicher Form weit häufiger auftreten

müssen. Untersuchen wir also, ob es noch andere Geschichten gibt, in denen ein Kind womöglich von den eigenen Eltern verspeist werden soll. In der klassischen Mythologie ist es die Geschichte des Tantalos, die diesem «modernen Mythos» am ähnlichsten ist.

Tantalos, König von Lydien und Schwiegersohn des Zeus, setzt den Göttern, um ihre Allwissenheit auf die Probe zu stellen, den zerstückelten Körper von Pelops, seinem eigenen Sohn, zur Speise vor. Lediglich seine Frau Ceres, die Göttin der Fruchtbarkeit, nimmt sich, blind vor Schmerz über den Verlust des Sohnes, ein Stückchen von der Schulter und ißt etwas. Nachdem Zeus Pelops wieder zusammengesetzt und zum Leben erweckt hat, ersetzt Ceres das, was sie gegessen hat, mit einer neuen Schulter aus Elfenbein. Zeus stürzt Tantalos in den Tartaros und verdammt ihn zu ewigen Hungersqualen und brennendem, nie zu stillendem Durst; er steht mitten in einem Fluß, dessen Wasser zurückweicht, sobald er zu trinken versucht; über ihn beugt sich ein schwer mit Früchten behangener Baum, dessen Zweige wegschnellen, kaum daß er die Arme nach ihnen ausstreckt.

Gibt es vergleichbare Mythen? In *Schneewittchen* schickt die böse Stiefmutter den Jäger mit der Stieftochter, der sie die Schönheit neidet, in den Wald, damit er sie töte und ihr ihr Herz bringe. Der Jäger jedoch ist gerührt von der Schönheit und Güte des Mädchens und tötet an ihrer Stelle ein Reh, schneidet das Herz heraus und trägt es zu der grausamen Königin. Die läßt es zubereiten und verspeist es in dem Glauben, sich das unversehrte Herzstück ihrer schönen Stieftochter einzuverleiben.

In *Hänsel und Gretel* läßt sich der Vater der beiden Kinder in seiner Not – er ist arm und kann sie nicht ernähren – von seiner Frau, der Stiefmutter, dazu überreden, sie in den Wald zu schicken und sie dort sich selbst zu überlassen. Die Kinder irren einsam und hungrig durch den Wald, bis sie zum Lebkuchenhaus der Hexe kommen. In dem Augenblick, als sie eine der Dachschindeln anknabbern, werden sie ertappt. Die Hexe sperrt sie ein und mästet Hänsel in der Absicht, ihn zu töten und zu braten. Mit einer List gelingt es Gretel, ihren Bruder zu retten. Wieder eine

Frau, die ein Kind töten will, um es zu fressen. Die Konstellation in *Hänsel und Gretel* bietet Parallelen zu dem Mythos vom gebratenen Kind.

Bei den Marquesas, einer uns fremden Kultur, deren Lebensgewohnheiten ich bereits beschrieben habe, fürchten die Frauen die Vehinihai, die Geister von wilden Frauen, die die ungeborenen Kinder rauben, um sie zu verschlingen.

Ähnliches geschieht auch im Traum einer jungen Lesbierin, die zu mir kam: Sie sieht vor sich einen Baum, in dessen Schatten mehrere kleine Schweinchen stehen. Sie schaut nach oben und entdeckt eine ungeheure «*Krebs-Spinne*», die vom Baumwipfel herunterhängt. Plötzlich läßt sich die Spinne fallen. Alle Schweinchen fliehen, bis auf eines, das wie gelähmt stehenbleibt. Die Spinne stürzt sich auf das Schweinchen und beginnt, es auszusaugen. Die Träumende beobachtet mit Schrecken, wie es dem armen Schweinchen nicht gelingen will, sich vor ihr zu schützen, und wie die rosa Farbe seiner Haut ganz blaß und weiß wird, weil die Spinne ihm alles Blut aus den Adern saugt. Hier sei eine Deutung vorausgeschickt: Die drei Schweinchen – wir kennen sie als die drei Brüderchen aus den Zeichnungen Walt Disneys – repräsentieren die Träumende und ihre beiden jüngeren Schwestern, die Spinne symbolisiert – wie oft in Träumen und in anthropologischen Quellen – die Mutter.

Die Analyse dieses Materials kann erklären, wie der Mythos vom gebratenen Kind entstehen konnte. Ein Motiv zieht sich wie ein roter Faden durch alle Mythen hindurch: Ein Kind soll verschlungen werden. Manchmal geschieht es ihm tatsächlich, manchmal wird die Hauptperson an ihrem perversen Vorhaben gehindert. Wen aber repräsentiert sie? Wer begeht das Verbrechen der Anthropophagie, der Menschenfresserei bzw. versucht es? Oder anders gefragt: Wer ist der oder die Schuldige?

Im Mythos von Tantalos ist es der Vater, der seinen Sohn tötet, doch die einzige, die das Verbrechen vollendet und von der schrecklichen Mahlzeit ißt, ist Ceres, seine Mutter. In *Schneewittchen* läßt die Stiefmutter die Prinzessin töten, um ihr Herz zu essen. In *Hänsel und Gretel* erscheint die Situation dadurch etwas

verdeckter, als die Stiefmutter zunächst ihr eigenes Problem ins Spiel bringt, um an ihr Ziel zu gelangen. Erst die Armut und die Tatsache, daß sie sie nicht ernähren kann, führen dazu, daß sie sie der Gefahr aussetzt, von der Hexe gefressen zu werden. Und dennoch repräsentiert die Stiefmutter das Bild der bösen Mutter, die sich weigert, ihre Kinder zu ernähren. Im Mythos, der auf den Marquesasinseln geglaubt wird, lassen die Vehinihai, die wilden Frauen, den Fötus aus der Gebärmutter der Mutter verschwinden oder fressen das neugeborene Kind auf.

Freud hat gezeigt, daß unser Unbewußtes dem grausamen und unerbittlichen Gesetz der Talion folgt: «*Auge um Auge, Zahn um Zahn*». Das heißt, daß wir selbst als Strafe immer genau das erwarten, was wir dem anderen zugefügt haben, sei es in Wirklichkeit oder in unserer Phantasie. Das Verbrechen der Vehinihai stimmt genau mit dem überein, was Kinder beiderlei Geschlechts in ihren unbewußten Phantasien aus Eifersucht der schwangeren Mutter bzw. ihren jüngeren Geschwistern antun: sie nämlich beiseite zu schaffen und zu töten. Entsprechend hat das Mädchen Angst, wenn es groß ist und selbst ein Kind erwartet; es fürchtet sich vor der Rache der Mutter, die in ihrer Phantasie zur wilden Frau wird, die Kinder stiehlt und frißt.

Die Deutung des Traumes von der Spinne und den drei Schweinchen habe ich schon gegeben: Die Spinne symbolisiert die böse Mutter, die drei kleinen Schweinchen repräsentieren die Träumende und ihre beiden kleineren Schwestern als Kinder. Während die junge Frau im Traum die tragische Szene beobachtet, identifiziert sie sich mit dem Schweinchen, das der Spinne zum Opfer fällt. Sie träumt also, daß ihre Mutter sie tötet, indem sie ihr das Blut aussaugt.

Das gesamte Material läßt sich annähernd auf eine gleich gestaltete Situation zurückführen. Im Mythos des Tantalos ist zwar der Vater für das Verbrechen verantwortlich, vollendet wird es aber von der Mutter. In den beiden Märchen geht die Planung des Verbrechens auf die jeweilige Repräsentantin der bösen Mutter – die Stiefmutter, die Hexe – zurück. Im Traum ist die Mutter ein Vampir, der ihre Tochter tötet.[3]

Im Mythos der *Vehinihai* schließlich verschlingt die wilde Frau, schreckenerregende Mutterimago, die Kinder ihrer Tochter. Obgleich die Tragödie in die nächste Generation verschoben scheint, bleibt die psychologische Situation jedoch dieselbe wie in den anderen Geschichten; die junge Mutter identifiziert sich mit ihrem Kind und betrachtet es als einen Teil ihrer selbst, ihr eigen Fleisch und Blut.

In dem Gerücht, das in Buenos Aires kursierte, ist es das Dienstmädchen, das das Kind ihrer Hausherrin tötet. Die gleiche Konstellation wie im Mythos der *Vehinihai* scheint durch. Das Dienstmädchen repräsentiert das Bild der bösen Mutter. Wenn das so ist, welche Motive kann es dafür geben, daß das Dienstmädchen für das Unbewußte die Rolle der Mutter besetzt? Es sind unterschiedliche. Ich beziehe mich im folgenden auf die Probleme, die mir in meiner psychoanalytischen Praxis mit Frauen immer wieder begegnet sind: permanente Klagen und Auseinandersetzungen mit den Dienstmädchen.

Die Arbeit des Dienstmädchens ähnelt der der Hausfrau: Beide sorgen für das leibliche und seelische Wohl ihrer Kinder und für die Ordnung im Hause. Im Gegensatz zur Hausherrin ist das Dienstmädchen aber nicht nur von ihr abhängig, sondern ist Angehörige einer sozial niederen Klasse. Das mobilisiert alte, kindliche Rachephantasien und Wünsche, die Rollen zu vertauschen. Eine Phantasie, die das kleine Kind der Mutter gegenüber oft so ausdrückt: «*Du wirst schon sehen, was du davon hast, wenn ich einmal groß bin und du bist klein!*» Alles, was die Hausherrin als Mädchen unter der Abhängigkeit von der Mutter und dem Zwang, gehorsam zu sein, erlitten hat, kann es jetzt an das Dienstmädchen weitergeben und an ihr abreagieren. An ihr kann es sich für alle Frustrationen der Kindheit rächen.[4]

Der verdrängte Haß, den die erwachsene Frau der eigenen Mutter gegenüber nie zu zeigen wagte, trifft das Dienstmädchen. Aufgrund eben dieses Hasses fürchtet sie sie und traut ihr alles Böse zu. Viele Frauen fühlen sich stets und ständig von der Hausangestellten hintergangen; sie sind überzeugt, daß sie stiehlt und hinter ihrem Rücken Mann und Kinder verführt. Eine der

Ursachen für die Leichtgläubigkeit, mit der die Geschichte vom gebratenen Kind aufgenommen wurde, ergibt sich aus dieser unbewußten Konfliktsituation, in der sich Hausherrin und Hausangestellte gegenüberstehen. All diesen Überlegungen zufolge scheinen wir es also durchweg mit abgewandelten Erscheinungsformen ein und derselben Situation zu tun zu haben, in der Sohn oder Tochter einer verbrecherischen Mutter zum Opfer fallen.

Wer die Geschichte hört und von ihr beunruhigt wird, identifiziert sich mit dem Kind – dem unschuldigen Opfer der bösen Dienstmädchen-Mutter – und ist voller Sympathie für die junge Mutter, in die das bewußte und gute Bild der eigenen Mutter projiziert wird. Ich habe bereits erklärt, wie verdrängte kindliche Eifersuchtsgefühle dazu führen können, daß einem Mutterersatz der seltsame Wunsch unterstellt wird, das anvertraute Kind zu verschlingen. Dahinter liegt aber noch eine tiefsitzende Angst: Wer an die kannibalischen Wünsche der Mutter glaubt und sich mit dem Opfer identifiziert, fürchtet gemäß dem Gesetz der Talion, die böse Mutter könne einem genau das zufügen, was man ihr in frühester Kindheit am liebsten angetan hätte. Man schreibt ihr die eigenen perversen Wünsche zu, um bei der Mutter das zu verurteilen, was man als Vorwurf gegen sich selbst nicht zulassen kann. Wir werden also zunächst beweisen müssen, daß in der Geschichte vom gebratenen Kind das ursprüngliche Verbrechen in dem Wunsch des Kindes besteht, die Mutter zu verschlingen, und daß der eigentliche Übeltäter im augenscheinlichen Opfer, nämlich im Kind selbst, zu suchen ist. Kommen wir noch einmal auf die anderen Mythen zurück.

Die Strafe des Tantalos ist sein ewiger Durst und der quälende Anblick fruchtbehangener Äste, die sich ihm entziehen, sobald er die Hand nach ihnen ausstreckt. Die Frucht ist Symbol für die weibliche Brust. Die Art der Strafe läßt darauf schließen, daß das ursprüngliche Vergehen des Tantalos in der Unersättlichkeit seines Hungers liegt. Im Mythos erscheint die Situation in ihr Gegenteil verkehrt. Nicht Tantalos ist es, der sich die Mutter einverleiben möchte, sondern Ceres, die Mutter seines Sohnes, Repräsentantin der eigenen Kindheit, verschlingt ihr Kind.

Schneewittchen fällt wie tot um, nachdem sie in den vergifteten Apfel gebissen hatte, den ihr die Stiefmutter geschenkt hat. Sie wird für ihre Gefräßigkeit bestraft, für den Versuch, sich die Brust der feindseligen Mutter einzuverleiben.

Hänsel und Gretel werden wegen ihrer Unersättlichkeit – es gab nichts mehr zu essen – von zu Hause verstoßen. Die Hexe bestraft sie, als sie die beiden dabei ertappt, wie sie einen Ziegel ihres Hauses verzehren. Das Haus ist ein immer wiederkehrendes Symbol für die Mutter.

Im Mythos der *Vehinihai* kommt der Hunger eines bestraften Kindes nicht vor. Wir wissen allerdings, daß die Mütter auf den Marquesasinseln ihren Kindern die Brust verweigern und sie lieblos ernähren. Auf diese Weise rufen sie in ihren Kindern kannibalische Wünsche und Rachegelüste hervor, die später an den besiegten Feinden befriedigt werden.

In der psychoanalytischen Behandlung der jungen Lesbierin schließlich, deren Traum ich wiedergab, traten nach und nach aggressiv besetzte Wünsche an den Tag, die sie ihrer Mutter gegenüber hatte.

Aufgrund der Ähnlichkeit, die diese Konstellationen haben, können wir den Schluß wagen, daß auch im Mythos vom gebratenen Kind das eigentliche Vergehen der aggressive Hunger des Kindes ist, der in dem Maße wächst, wie das Kind von der Mutter allein gelassen wird. Die Tragödie nimmt ihren Lauf, sobald sie mit dem Vater das Haus verläßt.

Demnach wäre der Grund für das Verbrechen stets im Kind selbst zu suchen, und sein Schuldgefühl wäre dafür verantwortlich, daß es später in seinem Inneren das verdrängte Bild der Hexen-Mutter trägt, die böse und kannibalische Wünsche hegt. Wenn dieses Mutterbild bis ins Erwachsenenalter bestehen bleibt, äußert es sich später zum Beispiel in der naiven Leichtgläubigkeit, mit der das Gerücht vom gebratenen Kind für bare Münze genommen wird. Wir alle haben als Kinder eine Phase durchlebt, in der wir kannibalische Wünsche hatten, die der Brust der Mutter galten. Abraham hat als erster festgestellt, daß beim Säugling mit den ersten Zähnen, das heißt ungefähr im Alter von sechs Monaten, erste sadistische Wünsche und Phantasien entstehen, in die Brust der Mutter zu beißen und an ihr zu kauen, ein Wunsch, der sich mit zärtlichsten Neigungen verbindet. Das erklärt, warum das Kind in einer Version des Mythos vom gebratenen Kind genau sechs Monate alt ist.

Wenn ein Kind Nahrung, sei es Muttermilch, Brei oder anderes, zu sich nimmt, hat es dabei die Vorstellung, die Mutter zu verschlingen, wobei dies vom Kind ambivalent erlebt wird. Es verleibt sich die Mutter ein – aus Liebe. Gleichzeitig zerstört es sie mit den Zähnen, weil es sie haßt und fürchtet und seine eigenen Aggressionen auf sie überträgt. Diese Aggressionen wachsen mit jeder schmerzlichen Erfahrung des Kindes und den von der Mutter verursachten Frustrationen. Das Kleinkind projiziert seinen Hunger auf die Mutter. Es erlebt ihn so, als ob diese es von innen fressen und zerstören würde: als mutwilligen und aggressiven Akt der Mutter und als Strafe für die eigene Unersättlichkeit. Deshalb repräsentiert das Dienstmädchen, die den Eltern den Säugling zum Mahl vorsetzt, die Mutter, die den eigenen Hunger mit dem Fleisch ihres Kindes stillen möchte, anstatt ihm die Brust zu geben.

Bis jetzt haben wir uns ausschließlich mit der Mutter-Kind-Beziehung in der oralen Phase beschäftigt. Doch auch der Vater betritt die Bühne. Die Protagonisten des Dramas sind: der Vater, in der einen Version ein Arzt, in der anderen ein Offizier, die Mutter und das Dienstmädchen. Die Berufe, die der Vater angeblich ausüben soll, sind, glaube ich, nicht zufällig, sondern sie korrespondieren mit der im Mythos ausgedrückten inneren Situation. Ein Offizier ist eine bedeutende, mit Autorität ausgestattete Persönlichkeit und entspricht dem Bild, das das kleine Mädchen sich von seinem Vater macht, dem eines Präsidenten oder gar eines Königs vergleichbar. Der Arzt ist der Mann, vor dem es weder sexuelle Geheimnisse noch Verbote gibt. Er weiß alles und ist befugt, uns körperlich zu untersuchen. Er bekommt die Rolle, die der Vater in der sexuellen Beziehung zur Mutter hat. Betrachten wir die Situation des Mädchens angesichts dieser Beziehung: In einem bestimmten Alter verliebt es sich in seinen Vater und möchte den

Platz der Mutter einnehmen. Es ist rasend eifersüchtig, haßt sie und möchte sie am liebsten umbringen. Ein Grund mehr, die Rache der Mutter zu fürchten und sie böse zu finden. Wenn dann noch Geschwister zur Welt kommen, fühlt sich das Mädchen von den Eltern verraten und richtet seinen Haß und seine Eifersucht auf den Neuankömmling.[5] Sie wird überempfindlich, fühlt sich zurückgesetzt und als Aschenputtel behandelt.

Wir haben für die orale Ebene analysiert, wie und warum das Dienstmädchen die böse Mutter repräsentiert, auf die das Mädchen seine eigenen kannibalischen Wünsche projiziert. Auf ödipalem Niveau bedeutet die Rolle des Dienstmädchens etwas anderes, sie wird das eifersüchtige, in den Vater verliebte Mädchen. Ihre Rivalität mit der Mutter tritt am deutlichsten in jener Version zutage, in der das Dienstmädchen das Hochzeitskleid der jungen Frau trägt; so setzt sie sich unmittelbar an die Stelle der Mutter und damit an die Seite des Vaters. Das Mädchen ist auf das Sexualleben ihrer Eltern eifersüchtig. Das Unheil geschieht, als das Paar das Dienstmädchen allein zurückläßt, um gemeinsam auszugehen. Hinzu kommt, daß das Dienstmädchen vor der Geburt des Kindes eingestellt wurde; das bedeutet, nach der Geburt des Kindes wird die einzige Tochter gewissermaßen zur älteren Schwester und von ihrem Brüderchen aus ihrer Stellung verdrängt. Sie regrediert in die orale Phase und rächt sich, indem sie den Säugling tötet, um ihn den Eltern als Mahl zuzubereiten. Damit will sie verhindern, daß das Baby weiterhin mit Einverständnis des geliebten Vaters von der Brust der Mutter trinkt. Das Dienstmädchen muß dafür bestraft werden. In der einen Version des Mythos erschlägt der Vater das Dienstmädchen, in einer anderen erschießt er sie. Beide Strafen symbolisieren auf einer regressiven, masochistischen Ebene den Koitus mit dem Vater. Das Verdrängte, die verweigerte und verbotene Sexualität, kehrt erneut ins Bewußtsein, wenn auch verdeckt und schmerzhaft. Allerdings nur für einen kurzen Augenblick, denn der Vater verschwindet bzw. nimmt sich das Leben, die Mutter verliert die Sprache, das symbolisiert den Tod. Mit anderen Worten, das Mädchen-Dienstmädchen erleidet die schwerste Strafe, die ein

Kind sich überhaupt vorstellen kann: Sie wird von ihrem Vater und ihrer Mutter verlassen, weil sie ein Verbrechen aus Eifersucht begangen hat.

Marie Bonaparte kommt zu dem Ergebnis, daß die von ihr untersuchten modernen Mythen Reaktionen auf eine aktuelle, angsterzeugende Situation – den Zweiten Weltkrieg – sind, die ihrerseits mit einer allgemeinen psychischen Konstellation korrespondieren, die viele Menschen miteinander teilen. Ich weiß nicht, bis zu welchem Punkt die Entstehung des von mir analysierten Mythos sich ebenfalls auf eine aktuelle Situation beziehen ließe; die Erforschung dieser aktuellen Bezüge war aber auch nicht mein Ziel. Ich wollte den unbewußten und zeitlosen Inhalt unseres Mythos analysieren, um zu zeigen, daß er mit einer uns allen gemeinsamen psychologischen Situation einhergeht und nur deshalb für wahr gehalten wurde, weil es gelungen war – aufgrund der verschiedenen Identifikationsmöglichkeiten, die dieser Mythos bot –, diese spezifische Konstellation mit ihrem psychologischen Gehalt zu begreifen.

Soweit die Interpretation des Mythos. Wir haben gesehen, daß der Grund für das Verbrechen im Kind selbst zu suchen ist. Schuld an dem Verbrechen ist das Mädchen, das seine Mutter haßt, sie deshalb fürchtet und in seinem Inneren das verdrängte Bild der Hexen-Mutter trägt. Ist es richtig, in diesem Zusammenhang von Schuld zu sprechen? Ist es die Schlechtigkeit des Neugeborenen, die es veranlaßt, seine Mutter zu hassen und ihre Zerstörung zu wünschen, oder sind es seine Frustrationen, die es dazu bringen? Unter Psychoanalytikern gibt es dazu verschiedene Meinungen. Wenn man sich auf die Freudsche Todestrieb-Theorie stützt, kann man davon ausgehen, daß das Kind bereits mit der Fähigkeit zu lieben, zu hassen oder Neid zu empfinden auf die Welt kommt und daß es die Vorstellung von der Welt und das Bild der bösen Mutter seinen eigenen Impulsen folgend konzipiert. Andere Psychoanalytiker sehen den Haß des Neugeborenen als Reaktion auf die feindselige Haltung der Mutter und auf die Frustrationen, denen sie das Kind aussetzt. Die einen wie die anderen deuten das Verhalten des Kindes aus dem Zusammen-

wirken seiner konstitutionellen Voraussetzungen und seiner frühkindlichen Erfahrungen. Je nach Weltanschauung betont der eine mehr den einen, der andere mehr den anderen Faktor.

Ich werde zwischen diesen beiden Konzepten nicht unterscheiden. Klinisch betrachtet, empfindet sich jeder – wie wir später noch sehen werden – subjektiv ursprünglich als Opfer und erst später als Täter. In dem Maße, in dem eine Analyse fortschreitet, kann jemand auch die Verantwortung für das, was er sich und seinen Objekten angetan hat, wahrnehmen. Im klinischen Teil des Buches werde ich mich auf psychoanalytisches Material von «Töchtern» wie auch von «Müttern» stützen und zum Beispiel zeigen, wie die Angst vor der Mutter ein Mädchen daran hindert, zu gegebener Zeit ihre Regel zu bekommen, wie der Haß einer Schwangeren zu einem Abort führen oder wie die Ablehnung einer jungen Mutter Schwierigkeiten beim Stillen nach sich ziehen kann. Halten wir die, die ihre Kinder ablehnen, für «böse»? Keinesfalls. Durch die Krankengeschichte verstehen wir, daß sie – ohne es zu wollen oder zu merken – nur das wiederholen, was ihnen selbst von ihrer Mutter angetan wurde. Alles, was uns an diesen Frauen feindselig und unmütterlich erscheint, entspringt ihren eigenen infantilen Frustrationen, die sie in einer unreifen, der Mutterrolle nicht angemessenen Haltung fixiert haben. Zusammenfassend könnte man sagen, daß das, was eine Mutter dazu bringt, ihr Kind abzulehnen und es zu enttäuschen – oft sogar grausam zu enttäuschen –, seinen Grund sowohl in der unbewußten Identifikation mit dem eigenen Bild der «bösen Mutter» hat als auch in den infantilen Strebungen, die mit ihm verbunden sind.

KLINISCHER TEIL[1]